GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Frauenforschung mit Fragezeichen? : Perspektiven feministischer Wissenschaft

Dölling, Irene

1992

https://doi.org/10.25595/160

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Dölling, Irene: *Frauenforschung mit Fragezeichen? : Perspektiven feministischer Wissenschaft*, in: Schwarz, Gislinde; Zenner, Christine (Hrsg.): Wir wollen mehr als ein "Vaterland". DDR- Frauen im Aufbruch (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag, 1992), 35-55. DOI: https://doi.org/10.25595/160.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Irene Dölling

Frauenforschung mit Fragezeichen?

Perspektiven feministischer Wissenschaft

Frauenforschung in der DDR? Gleich mehrere Fragezeichen scheinen hier angebracht. Gab es überhaupt Frauenforschung in der DDR? Die Wissenschaftlerinnen jedenfalls, die Anfang November 1989 unter der Überschrift: «Geht die Erneuerung an uns Frauen vorbei?» mit einem Forderungskatalog an die Öffentlichkeit gingen, bezeichneten sich selbst als Frauenforscherinnen. Dann also: Was war Frauenforschung in der DDR, wer machte sie, welche Gegenstände und Methoden waren für sie kennzeichnend, und welche veränderten Akzentsetzungen lassen sich seit dem Herbst 1989 feststellen? Und schließlich: Warum soll noch von Frauenforschung *in der DDR* gesprochen werden, jetzt, wo feststeht, daß die vierzigjährige Existenz der DDR nur eine Fußnote in der Weltgeschichte darstellt, wie dies *Stefan Heym* am Abend des 18. März bemerkte? Wenn dennoch von Frauenforschung in der DDR hier die Rede sein soll, dann in welchem Sinne? Ich will versuchen, meine – derzeitigen – Antworten auf diese Fragen zu formulieren. Zunächst soll es um eine Bestandsaufnahme gehen.

Gab es vor der «Wende» Frauenforschung in der DDR?

Die Frage ist weder mit einem eindeutigen Ja noch mit einem Nein zu beantworten. Der Versuch einer – sehr groben – Bestandsaufnahme fördert zumindest drei große Linien in der Forschung zutage.[1] Ob sie als Frauenforschung zu bezeichnen sind, wäre zu entscheiden.

Zum ersten. Es gab eine relativ umfangreiche, durch Staat bzw. Partei geförderte Forschung in den Bereichen Soziologie, Jugendforschung, Pädagogik, Medizin, Arbeitswissenschaft usw., die sich mit der Situation von Frauen in der DDR beschäftigte. Die Vereinbar-

keit von Beruf und Mutterschaft, weibliche Berufsmotivation und -qualifikation, Frauen in leitenden Positionen, Kinderwunsch und Gründe für Abtreibung, die Bedingungen alleinerziehender Mütter sowie das Vorhandensein geschlechtstypischer Unterschiede in Sozialisation, beruflichen Laufbahnen, Lebensorientierungen und -konflikten waren ihre Gegenstände.[2] Dies waren und sind zwar gewichtige Forschungsfelder, und dennoch fällt es mir schwer, diese Art von Forschung als Frauenforschung zu bezeichnen. Ich sehe dabei völlig davon ab, daß die Situation vieler Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen durchaus «unglücklich» war, weil die Ergebnisse soziologischer Untersuchungen in den letzten Jahren kaum noch veröffentlicht werden durften, weil jede soziologische Erhebung eines umständlichen Genehmigungsverfahrens bedurfte und weil wissenschaftliche Arbeiten vor ihrer Publikation der Zensur durch inkompetente Funktionäre unterlagen.

Die Kriterien, die ich anlegen möchte, sind zum einen der theoretische Erklärungsansatz von Geschlechterverhältnissen und zum anderen ein klar formuliertes subjektives Forschungsinteresse, dem erstens die Annahme einer strukturellen Benachteiligung des weiblichen Geschlechts zugrunde liegt und das zweitens darauf abzielt, Frauen in den Stand zu setzen, ihre eigenen Interessen aktiv wahrzunehmen. Gemessen an diesen Kriterien verdienen die genannten Forschungen die Bezeichnung «Frauenforschung» m. E. *nicht*. Die in ihnen unreflektiert akzeptierte Ideologie von der realisierten Gleichberechtigung im «realen Sozialismus» hatte schwerwiegende Folgen für die theoretischen Konzepte, die ihnen zugrunde lagen. Das heißt, die «Frauenfrage» war ein Nebenaspekt der im wesentlichen als gelöst angesehenen «sozialen Frage». Die in die Geschlechterverhältnisse strukturell «eingeschriebene» Hierarchie von Mann und Frau war kein Aspekt, der in den theoretischen Konzepten dieser Forschungen einen wichtigen und eigenständigen Platz gehabt hätte. Die Frage, ob die – durchaus konstatierte – Benachteiligung von Frauen möglicherweise in den Strukturen, in den sozialökonomischen, politischen und kulturellen Verhältnissen des Staatssozialismus verwurzelt gewesen sei, wurde ausgeklammert, und die Dimension von Geschlechterverhältnissen als konkrete, alltägliche Erscheinungsform von Herrschafts- und Machtverhältnissen verschiedener Art fehlte völlig. Dies hatte Konsequenzen für die Analyse und Interpretation der Fakten über die realen Unterschiede in der Lebenssituation von

Frauen und Männern in der DDR, die selbst in diesen Forschungen in nicht geringem Umfang zutage gefördert wurden. Das hieß zum Beispiel: Die Situation von Frauen erschien zwar als «verbesserungs-», nicht aber als grundlegend kritik- und veränderungsbedürftig. Frauen wurden nicht als Subjekte, sondern primär unter funktionalem Gesichtspunkt betrachtet: als Arbeitskräfte, unter bevölkerungspolitischen Aspekten oder als stabilisierender Faktor für Ehe und Familie.[3] Die Tatsache einer ausgeprägten geschlechterspezifischen Arbeitsteilung in Beruf und Familie und die nahezu ungeteilte Verantwortung der Frauen für die unbezahlte Reproduktionsarbeit wurden linear aus ökonomischen Bedingungen hergeleitet[4], genauer: aus der unreflektierten Akzeptanz sogenannter «objektiver Erfordernisse», denen gegenüber die Individuen mit ihren Bedürfnissen als zweit- oder auch letztrangig erschienen. Kurz gesagt, der entscheidende Mangel dieser Forschungen war, daß sie nicht von spezifischen, eigenständigen Interessen von Frauen geleitet und nicht im Interesse von Frauen durchgeführt wurden.

Wie *Hildegard Maria Nickel* auf dem Soziologie-Kongreß 1990 formulierte: «Die traditionelle Forschung über Frauen war parteilich im Sinne der herrschenden Ideologie und Apparate, nicht aber für Frauen (...). Sie hatte Legitimationsleistungen zu erbringen und demzufolge Anteil an den Mythenbildungen vom erfolgreichen Voranschreiten der Gleichberechtigung in der DDR wie auch an den Tabuisierungen der realen Lebensverhältnisse von Frauen.»[5] Dies alles bedeutete im übrigen auch, daß patriarchalische Strukturen, daß Gewalt gegen Frauen, Sexualisierung ihrer Körper, alltäglich praktizierte Formen von Frauendiskriminierung in diesen Forschungen unthematisiert blieben – solche Dinge wurden als «im Sozialismus nicht existierend» bzw. bestenfalls als «Überreste» abgetan. Die für diese Forschung charakteristische Art, sozialpolitische Maßnahmen oder den Einstieg von Frauen in die (qualifizierte) Berufsarbeit und in Leitungsebenen in ihrer Faktizität als «Errungenschaften des Sozialismus» oder als «frauenfreundlich» zu werten, trifft sich gegenwärtig, in einer m. E. sehr zwiespältigen Art und Weise, mit Argumentationen innerhalb der Frauenbewegung bzw. mit alltagsweltlichen Argumentationen. Ich werde darauf noch einmal zurückkommen.

Zum zweiten. Ähnlich Grundsätzliches ist zu den konzeptionellen Defiziten der historisch angelegten Forschungen zu sagen, die sich

bisher vornehmlich mit der «Frauenfrage als Teil der sozialen Frage» beschäftigt haben. 1989 hat *Hans-Jürgen Arendt*, der seit 1966 die Forschungsgemeinschaft «Geschichte des Kampfes der Arbeiterklasse um die Befreiung der Frau» an der Pädagogischen Hochschule in Leipzig leitet, einen Überblicksartikel über die «historische Frauenforschung in der DDR» veröffentlicht.[6] Er teilte darin u. a. mit, daß im September 1988 beim Nationalkomitee der Historiker der DDR die «Kommission zur Geschichte der Frauen und der Frauenbewegung» konstituiert wurde. Wie unterdessen zu erfahren war, kamen die entscheidenden Anstöße für diese Gründung von außen; für die Vorbereitung einer großen internationalen Historiker-Tagung wurde angeregt, doch von seiten der DDR auch die historische Frauenforschung stärker ins Spiel zu bringen.

Diese Insiderinformation trifft sich mit inhaltlichen Aussagen, die Arendt in seinem Artikel zur historischen Frauenforschung macht – wie übrigens auch die Bezeichnungen der Leipziger Forschungsgemeinschaft und der Kommission durchaus symptomatisch sind: der «Kampf der Arbeiterklasse um die Befreiung der Frau» – das ist das alte Denkmodell vom Haupt- und Nebenwiderspruch, in dem die strukturelle Benachteiligung des weiblichen Geschlechts bestenfalls als – wie Arendt es formulierte – «*Erscheinungen* der Diskriminierung des weiblichen Geschlechts» und als direktes Resultat der «Durchsetzung der kapitalistischen Produktionsweise» verstanden werden, die dann auch folgerichtig mit der «Überwindung der Klassengesellschaft, der sozialistischen Revolution» verschwinden.[7]

«Geschichte der Frauen und der Frauenbewegung» – das ist in erster Linie die Aufforderung, «blinde Flecken», Lücken in der Geschichtsschreibung auszufüllen und zugleich die «Ideologie des Neofeminismus»[8] (Arendt) entschieden abzuwehren; im Klartext: die «Ideologie» eines feministischen Wissenschaftsansatzes, der Geschlechterverhältnisse als Strukturkategorie begreift und damit gängige Objektivitäts- und Rationalitätsstandards in den tradierten, «männlichen» Wissenschaften in Frage stellt.

Zum dritten. Insbesondere in den Kultur-, Kunst-, Literatur- und Sprachwissenschaften, in der Soziologie und der Kulturgeschichte haben einige Wissenschaftlerinnen versucht, einen mehr oder weniger expliziten feministischen Ansatz in ihren Forschungen zu entwickeln. Sie fühlen sich einer theoretischen Herangehensweise verpflichtet,

die die Erforschung struktureller Ursachen für die Benachteiligung des weiblichen Geschlechts als eine wesentliche «Achse» in die Analyse der jeweils untersuchten Gegenstände einschließt. Ihre Forschungen sind von dem Interesse getragen, Geschlechterverhältnisse aus der Sicht von Frauen, mit dem Blick auf historisch produzierte, also auch veränderbare, strukturelle Benachteiligungen von Frauen zu untersuchen. Die kulturellen Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit, ihre konkreten Erscheinungsweisen z. B. in Literatur oder Bildender Kunst und ihre Funktionen bei der Errichtung und Stabilisierung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen sind dabei wichtige Schwerpunktsetzungen.

Allerdings wurden solche Forschungen bisher in der Regel von vereinzelt arbeitenden Wissenschaftlerinnen durchgeführt. Sie wurden oft als «Hobbyforschung» innerhalb eines männlich dominierten Wissenschaftsbetriebes und nicht selten gegen einen mehr oder weniger massiven Widerstand von seiten nicht nur männlicher Kollegen betrieben. Nur sehr wenige Wissenschaftlerinnen, die bereits Hochschullehrerinnenstatus hatten, waren in der Situation, eigenständige Forschungsprojekte zu realisieren und entsprechenden Nachwuchs zu fördern. Die ideologische Abwehr des Feminismus in der offiziell gebilligten Forschung hat die Bemühungen dieser Wissenschaftlerinnen um eine produktiv-kritische Aneignung feministischer Wissenschaftsansätze aus «westlichen» Ländern zusätzlich erschwert.

Trotz der anerkennenswerten subjektiven Bemühungen dieser Wissenschaftlerinnen um eine Frauenforschung, die diesen Namen verdient, sind Schwächen und Grenzen auch dieser Ansätze nicht zu übersehen. Zum einen sind diese Forschungen nicht aus einer praktischen Bewegung erwachsen, was ihnen einen stark «akademischen» Charakter verlieh. Zum anderen – und damit durchaus zusammenhängend – lag ihnen eine nur unzureichende Analyse der Strukturen des «bürokratisch-administrativen» Staatssozialismus zugrunde, aus denen sich erst die Spezifik von Geschlechterverhältnissen im «real existierenden Sozialismus», die Funktionen von kulturellen Konstrukten von Weiblichkeit und Männlichkeit bei der Reproduktion bestimmter Herrschafts- und Machtverhältnisse hätten ausmachen lassen. Die Tatsache, daß feministische Wissenschaftlerinnen aus «westlichen» Ländern nach Vorträgen von DDR-Kolleginnen in der Regel sagten: «Aber das ist ja wie bei uns», ist m. E. ein beredter Ausdruck für das Fehlen einer solchen Strukturanalyse und der daraus ableitba-

ren Benennung von spezifischen, *historisch-konkreten* Ursachen für die Existenz und Reproduktion patriarchalischer Strukturen in der sozialistischen Gesellschaft.

Besonders deutlich wird dieses Defizit selbstverständlich bei den Forschungen von Kulturwissenschaftlerinnen und Soziologinnen – meine eigenen schließe ich da ausdrücklich ein –, die sich explizit mit patriarchalisch geprägten Geschlechterverhältnissen in der DDR beschäftigt haben. Auch hier ist nicht zu übersehen, daß funktionalistische Betrachtungsweisen nur teilweise überwunden wurden. Gerade darin liegt aber auch ein grundsätzliches Problem feministischer Forschung z. B. auf kulturhistorischem oder literaturwissenschaftlichem Gebiet, da das forschungsleitende Interesse notwendig durch die aktuelle Situation geprägt wird. Wenn diese nun selbst ungenügend reflektiert ist, hat das Konsequenzen für die Aussagekraft jedweder Forschung.

Bevor ich auf die Aufbrüche auch in der Frauenforschung nach dem Oktober 1989 und auf mögliche Perspektiven und Aufgaben von Frauenforschung bzw. von feministischer Wissenschaft zu sprechen komme, möchte ich deshalb in einem zweiten Abschnitt einige Eckpunkte skizzieren, die eine theoretische Bestimmung des Platzes und der Funktionen von patriarchalischen Strukturen in einer Gesellschaft staatssozialistischen Typs ermöglichen sollen. Ich halte dies – und im weiteren die gründliche Aufarbeitung der vierzigjährigen Geschichte der DDR – für eine unerläßliche Voraussetzung für künftige Frauenforschung mit feministischem Anspruch.

Patriarchat im Staatssozialismus

In den öffentlichen Diskussionen der letzten Monate ist nicht selten von «feudalen» Zügen des Staatssozialismus gesprochen worden, mit denen auch die Situation von Frauen in der DDR in Beziehung gebracht wurde. So wurden z. B. die sozialpolitischen Maßnahmen für berufstätige Mütter mit einem Geschenk verglichen, das der absolute Herrscher oder wenigstens der autoritäre Hausvater gnädig überreichte, in Verantwortung für die Untertanen und ihre Dankbarkeit erheischend. Ich denke, daß solche Vergleiche, so ungenau sie auch sein mögen, durchaus etwas von dem erkennen lassen, was für den

Staatssozialismus als einer spezifischen Variante von «moderner Gesellschaft» charakteristisch und *eine* Ursache seines Scheiterns war.

Ich beziehe mich im folgenden auf theoretische Debatten über «moderne Gesellschaften», die in letzter Zeit verstärkt geführt wurden, ohne im einzelnen auf sie einzugehen. Ich möchte vielmehr einige ihrer Grundthesen aufnehmen, um meine Frage nach der Spezifik des Patriarchats im Staatssozialismus zu verfolgen. Das kann hier nur in einer sehr abstrakten Weise geschehen[9], und entsprechend gewaltsam, weil unvermittelt, sind daher auch die Beziehungen zwischen den allgemeinen Aussagen und den von mir einbezogenen aktuellen Beispielen.

Moderne Gesellschaften sind – ganz allgemein gesagt – durch eine funktionale Ausdifferenzierung von Teilsystemen gekennzeichnet. Diese Teilsysteme entwickeln sich zunehmend nach eigenen Gesetzen, ihre Stabilität (wie die des Gesamtsystems) beruht auf ihrer permanenten Entwicklung. Das schließt nicht aus, daß die «Interpenetration» (wie es systemtheoretisch so schön heißt) der verschiedenen Teilsysteme durch ein bestimmtes Teilsystem dominiert und damit die Eigenentwicklung der Teilsysteme durch eine fremde Logik de-formiert wird. Zu den Kennzeichen moderner Gesellschaften gehört auch, daß sie aus sich selbst heraus traditionale Formen weiterentwikkeln. So werden z. B. für die individuelle Reproduktion (einschließlich der Sozialisation der nachfolgenden Generation) Formen wie die Kleinfamilie ausgebildet und dabei historisch vorhandene patriarchalische Strukturen und kulturelle Muster in neuen Zusammenhängen funktionalisiert. Folglich werden auch die verschiedenen «Modernisierungs-» bzw. «Individualisierungsschübe» bis heute geschlechterspezifisch, für Frauen extrem benachteiligend, durchgesetzt und individuell erfahren.

Für die staatssozialistische Variante der «modernen Gesellschaft» war nun kennzeichnend, daß das Teilsystem Politik alle anderen Teilsysteme dominierte, und zwar in einer Weise, die wir als Prinzip auch in «traditionalen», z. B. feudal-ständischen Gesellschaften kennen: Ein Teilsystem *repräsentiert* alle anderen. Die Einheit der Gesellschaft wird dadurch hergestellt, daß ein Teilsystem stellvertretend für das Ganze steht und Funktionen für das Ganze übernimmt. Bezogen auf unser Problem des Patriarchats im Staatssozialismus hat das mehrfache Konsequenzen, die ich hier thesenartig benennen will:

1.

In «traditionalen» Gesellschaften liefert der *pater familias* der Produktionsfamilie, der als Vater über die Kinder und als Mann über die Frauen die Entscheidungsgewalt über alle Familienangehörigen hat, das kulturelle Muster dafür, wie der hierarchische Aufbau der Gesellschaft und die Repräsentation des Ganzen gedacht und organisiert wird. Dieses kulturelle Muster findet sich im Staatssozialismus wieder: Hier übernimmt «die Partei» mit ihrer zentralistisch-hierarchischen Struktur und dem Generalsekretär als dem «Vater des Staatsvolks» an der Spitze die Funktion unmittelbarer Repräsentation – d. h. im Interesse aller und für alle zu sprechen, Entscheidungen zu treffen, zu wissen, was das Beste für alle ist usw.[10]

Da die Politik alle anderen Teilsysteme dominiert, findet sich dieses Prinzip der Repräsentation überall wieder – der Leiter des kleinen Arbeitskollektivs praktiziert es ebenso wie der «erste Mann im Staate». Eine eigentümliche Folge ist, daß die politische Idee einer Gesellschaft, daß das Ideal sozialer Gleichheit und Gerechtigkeit ein Amalgam mit einem patriarchalisch-paternalistischen Prinzip bildet[11], das für die Individuen in ihrer Alltags- oder Lebenswelt seine praktische und kulturell-symbolische Entsprechung in geschlechterspezifischer Arbeitsteilung und patriarchalisch geprägten Geschlechterstereotypen findet. Ein wechselseitiges Verstärken und Bestätigen ist das Ergebnis: politische, ideologische und kulturelle Diskurse reproduzieren implizit auch das kulturelle Muster einer männlichen Dominanz, und die traditionalen, patriarchalisch geprägten Geschlechterverhältnisse des Alltagslebens wirken stabilisierend für das Gesamtsystem.

Kritik an Geschlechterverhältnissen ist daher auch Kritik am Gesellschaftssystem insgesamt – entsprechend stellten die ersten programmatischen Verlautbarungen des *Unabhängigen Frauenverbandes* dann auch das repräsentative Grundprinzip der Gesellschaft in Frage. Umgekehrt verhindert der patriarchalisch-paternalistische Grundzug des Repräsentationsprinzips, daß individuelle Bemühungen um das Aufbrechen von tradierten Rollenverteilungen z. B. in der Familie, um eine kritische Auseinandersetzung mit Geschlechterstereotypen jemals eine andere Qualität als die einer «rein persönlichen, privaten» Angelegenheit gewinnen.

2.
Repräsentation bedeutet Entmündigung derjenigen, die repräsentiert werden, bedeutet Unterdrückung von Formen einer Öffentlichkeit, durch die sich sehr schnell herausstellen könnte, daß die Repräsentierten durchaus andere, differenzierte und eigenständige Interessen haben. Dieses Prinzip erklärt z. B. das Fehlen einer Frauenbewegung, den Mangel an weiblichen Organisationsformen, die Frauen eine kritische, reflektierende Verarbeitung ihrer praktischen Erfahrungen und die Artikulation selbständiger Ziele und Ansprüche hätten ermöglichen können. Damit hatte sich im Staatssozialismus eine Tendenz verstärkt, die *Karin Hausen* schon für das 19. Jahrhundert als einen Prozeß konstatiert hat, in dem die bürgerliche Konstituierung einer politischen Öffentlichkeit «unter Männern und als Männersache ausgebildet und entwickelt worden ist»[12]. Die weitgehende Abstinenz von Frauen in den Formierungsprozessen einer politischen Öffentlichkeit seit dem November 1989 in der DDR, die enormen Schwierigkeiten des *Unabhängigen Frauenverbandes*, der Runden Tische oder der basisdemokratischen Initiativen, Frauen für die Beteiligung an politischen Aktivitäten und für die Übernahme politischer Funktionen zu gewinnen (auch wenn diese sich direkt auf frauenspezifische Bereiche beziehen), war deshalb sicher kein Zufall.

3.
Repräsentation bedeutet aber auch, daß die Repräsentierten von Verantwortung entlastet werden. Das ist durchaus kein freiwilliger Akt und wird – wie die Geschichte des Sozialismus zeigt – auch keineswegs von allen widerstandslos hingenommen. Aber die weitgehende und auch weitgehend akzeptierte individuelle Verantwortungslosigkeit hat Langzeitfolgen, die durchaus geschlechterspezifisch aussehen:

- Männer haben nicht nur qua Geschlecht bessere Möglichkeiten, an der hierarchisch gestaffelten Verantwortung bzw. verwalteten Verantwortungslosigkeit zu partizipieren. Sie werden durch staatliche sozialpolitische Maßnahmen und durch Rechtssprechung (z. B. Subjektstatus der unverheirateten Mutter, Unterhaltspflicht für geschiedene Frauen nur in Ausnahmefällen u. a.) zum Teil auch von ihrer Verantwortung für ihre Kinder und deren Mütter entlastet. Drei von vier Übersiedlern aus der DDR in die BRD nach der Grenzöffnung waren männlichen Geschlechts; nicht wenige haben Frau und Kinder

zurückgelassen, sicher auch in dem Bewußtsein, daß «Vater Staat» seinen Pflichten nachkommen werde.

• Frauen hatten – gebunden an die Tretmühle von Familien-, Beziehungs- und Berufsarbeit – kaum eine Chance, den Fallstricken einer mit den sozialpolitischen Maßnahmen mitgelieferten vormundschaftlichen Ideologie zu entgehen, die ihnen mit Erleichterungen für die Vereinbarkeit von Beruf und Mutterschaft zugleich das dankbare Akzeptieren von Abhängigkeit vermittelte. Im Dezember 1989 haben auf dem Berliner Alexanderplatz DDR-Frauen mit *Jane Fonda* gesprochen und ihr über die bisher üblichen Sozialleistungen für berufstätige Mütter berichtet. *Jane Fonda* hat auf diesen Bericht mit dem begeisterten Ausruf reagiert: «Darum würden Sie sehr viele Frauen in den USA beneiden. Passen Sie auf, daß Ihnen das nicht verlorengeht!» Sie hat dabei nur übersehen, daß solche Bedingungen und Sozialleistungen nicht per se «frauenfreundlich» oder gar «emanzipatorisch» sind, sondern diese Qualität nur im Kontext von Verhältnissen erlangen können, in denen Frauen nicht auf einige Funktionen bzw. auf ihr Funktionieren in Beruf und Familie reduziert werden. Ich vermute, daß hinter den vehementen Forderungen vieler sogenannter normaler Frauen nach Erhalt dieser sozialpolitischen «Errungenschaften» *auch* eine massive Angst vor dem Verlust eines sozialen Netzes steht, durch das – entsprechend einem traditionalen kulturellen Muster – für sie und ihre Kinder bzw. Familien gesorgt wurde. In dieser Forderung liegt ein Moment, das patriarchalische Strukturen konserviert: Die mit diesen «Errungenschaften» verbundene Abhängigkeit wird nicht reflektiert, sondern «blind» fortgeschrieben. Das bringt Frauen in den anstehenden Veränderungen nicht nur in Nachteil auf dem Arbeitsmarkt, auf dem zunehmend Individuen eine Chance haben werden, die selbständig wählen und eigenverantwortliche Entscheidungen treffen. Die Erwartungshaltung, daß für Frauen, ihre Kinder bzw. Familien gesorgt wird, ist auch durchaus funktionalisierbar für Strategien zur Regulierung von hoher Arbeitslosigkeit, Entwertung von Qualifikationen und Abschlüssen, Kürzungen von Sozialleistungen usw.

4.

Das durchgängige «Vater-Staat-Prinzip» hatte seine Entsprechung in einer auffallenden Stabilität traditionaler alltagsweltlicher Gruppen. Der Mangel an Waren und Dienstleistungen, die fehlende politische

Öffentlichkeit, die Entfremdung in der Berufswelt, aber auch die fehlende «Ellenbogenmentalität» aufgrund bisher nicht vorhandener Konkurrenz und entsprechender «Individualisierungszwänge» sind Ursachen dafür, daß Familien, Freundeskreise, Solidargemeinschaften usw. in einer Gestalt und mit einer Bindungskraft wirkten, die z. B. in der BRD schon in den 50er Jahren brüchig geworden waren. Eine Folge war die Konservierung traditionaler Strukturen, insbesondere von Geschlechterrollen und -stereotypen. Verstärkt wurde dies außerdem dadurch, daß sich die «Vater-Staat-Politik» unmittelbar in Verbesserungen von Lebensbedingungen (niedrige Preise für Grundnahrungsmittel, niedrige Mieten, Wohnungsbaupolitik, kostenloser Schulbesuch usw.) sowie in egalitären sozialen Absicherungen niederschlug und durchaus positiv erfahren und bewertet werden konnte. Die Abhängigkeit von Frauen wurde unter diesen Bedingungen auf eine spezifische Weise verstärkt: entsprechend ihrer traditionalen «Bestimmung», verantwortlich für die Versorgung und das Wohlergehen ihrer Familie zu sein, konnten sie die Resultate einer «Vater-Staat-Politik» als auf ihre eigenen Bedürfnisse gerichtet verstehen.

Die vormundschaftliche Politik, die *alle* betraf und mit dem Anspruch auf die Realisierung sozialer Gleichheit verbunden war, hat die geschlechterspezifischen Differenzen verdeckt und zugleich die kulturellen Alltagsvorstellungen befestigt. Die enorme Bedeutung der Familie für die Sicherung des alltäglichen Lebens der Individuen hat die Frauen ihre traditionale Rolle zudem als wichtig erfahren lassen. Ihre familiale Machtposition konnte darüber hinaus als Gegenpol zur Berufsarbeit wirken, die für die meisten Frauen weniger gut bezahlt, weniger qualifiziert war als die ihrer Männer, in der eine geschlechterspezifische Arbeitsteilung ihre Fortsetzung fand und besondere Fähigkeiten und Begabungen selten gefragt und gefördert wurden und die deshalb weniger als «Emanzipation» denn als «Doppelbelastung» empfunden wurde.

5.

Die Subsumtion der Individuen unter eine allgemeine Idee, repräsentiert durch ein Teilsystem, das zunehmend seine eigenen Interessen in die Form dieser illusionären Allgemeinheit kleidete, hatte eine spezifische patriarchalische Dimension: aus den allgemein-menschlichen Interessen wurden bestimmte von vornherein ausgeklammert; die menschlichen Interessen stellten sich bei genauem Hinsehen als

männliche heraus. Die «Erbauer des Sozialismus» waren selbstverständlich männlich; Frauen hatten teil, indem sie «arbeiten wie ein Mann». Dennoch blieben sie trotz aller Arbeitsleistungen vor allem «unsere Muttis», deren unbezahlte Reproduktionstätigkeiten zugleich im öffentlichen und veröffentlichten Bewußtsein keine Rolle spielten. Als Hausfrauen existierten sie in der allgemeinen Idee vom «sozialistischen Menschen» nicht. Das stand keineswegs im Gegensatz zu den traditionalen geschlechterspezifischen Arbeitsteilungen in der familiären Alltagswelt, sondern war deren verallgemeinerter Ausdruck: Auch hier wurde die Kompetenz einer Hausfrau geringer bewertet als die Fähigkeiten und Fertigkeiten der Männer.

Über mehrere Generationen haben Frauen in der DDR in und mit dem Widerspruch gelebt, daß von ihnen alle Leistungen und Verhaltensweisen gefordert wurden, die zur traditionalen Frauenrolle gehören und daß zugleich von der Gesellschaft wesentliche Aspekte ihrer Fähigkeiten und Kompetenzen ignoriert bzw. als gesellschaftlich wenig bedeutsam abqualifiziert wurden. Frauen sollten sich in traditionaler Weise «weiblich» verhalten. Zugleich wurden weder «Weiblichkeit» im traditionalen Sinne noch das Beharren auf der Geschlechterdifferenz im öffentlichen Bewußtsein anerkannt und honoriert – wie «die Männer» sollten Frauen arbeiten, denken, sich entwickeln usw. Diese mehrfache Abwertung von Frauen dürfte bei vielen eine heimliche Sehnsucht nach einem Ausleben dieser diskriminierten Dimensionen des «weiblichen Lebenszusammenhangs» genährt haben, die sich in den gegenwärtigen Umbrüchen offen artikulieren kann: in einer, vielleicht nur zeitweilig, extrem negativen Bewertung von Berufsarbeit und einer Aufwertung und Verklärung der Mutter- und Hausfrauenrolle zum Beispiel, in einer Zustimmung zu Mißwahlen, sexistischen Darstellungen von Frauen u. a. als Ausdruck einer wieder anerkannten «Weiblichkeit» usw. Bedenkt man/frau, welche große Rolle kulturelle Normen von «Weiblichkeit» bei der Entwicklung eines Individuums weiblichen Geschlechts «zur Frau» spielen und wie sehr dieser Formierungsprozeß über den Körper und die Sexualität verläuft, dann verwundert es vielleicht doch nicht so sehr, daß die Frauen des Neubrandenburger Handballclubs «Schirokko» bereit waren, auf ihren Trikots für Beate Uhse zu werben.

6.

Im bürokratisch-administrativen Sozialismus als einer Variante moderner Gesellschaften beruhte die Stabilität des Ganzen auf einer tendenziellen Stagnation der Teilsysteme. Anstöße für Entwicklung kamen wesentlich von außen; von innen gab es nur schwache Impulse. Außerdem waren etwa das Recht auf Arbeit, Programme zur «Frauenförderung», billige Kindergartenplätze, kostenlose Verhütungsmittel und die Möglichkeit des Schwangerschaftsabbruchs so selbstverständliche Dinge, daß der von Frauen in «westlichen» Ländern geführte Kampf um solche Errungenschaften wie ein «Nachholbedarf» gegenüber dem Sozialismus erschien und damit auch wesentliche Aspekte einer Frauenbewegung in einer modernen Gesellschaft verdeckt wurden. Die wenigen Frauen z. B. in der DDR, die trotz dieser «Errungenschaften» eigenständige Organisationsformen einklagten bzw. als Wissenschaftlerinnen Kritik an patriarchalischen Strukturen übten, hatten wichtige Anstöße aus der feministischen Bewegung Westeuropas und der USA erhalten. Und sie gehörten in der Regel Berufsgruppen an, in denen die Widersprüche zwischen den bestehenden Strukturen und den notwendigen Modernisierungen und Individualisierungen besonders deutlich erlebt und reflektiert werden konnten.

Dennoch ist Fakt, daß sie mit ihren Forderungen und ihrer Kritik keinen Resonanzboden in den alltagsweltlichen Erfahrungen der meisten Frauen fanden. Diese fühlten sich z. B. vom Programm des *Unabhängigen Frauenverbandes* nur sehr partiell (bezüglich des Erhalts von sozialpolitischen Maßnahmen) angesprochen und standen in der Regel der Forderung nach Quotierung, nach kritischer Auseinandersetzung mit patriarchalischen Strukturen und ihren konkreten Erscheinungsformen – z. B. in der Sprache – mit Unverständnis und Ablehnung gegenüber. Die Enttäuschung der Unabhängigen Frauen über das erste freie Wählervotum der übergroßen Mehrheit der DDR-Frauen im Frühjahr 1989 war im wörtlichen Sinne die Ent-Täuschung über die tatsächlichen Bedürfnisse von Frauen, ihre subjektive Verfaßtheit und ihr Selbst-Verständnis.

Die Vorstellung hat sich als falsch erwiesen, daß vierzig Jahre formale Gleichberechtigung, ganztägige und mehr oder minder qualifizierte Berufsarbeit sowie zumindest partielle ökonomische Unabhängigkeit zu einem Selbstverständnis «unserer Frauen», wie selbst Sprecherinnen des *Unabhängigen Frauenverbandes* sagen, geführt

hätten, das nun, nach dem Aufbrechen der alten Strukturen, in massenhaften Forderungen nach einer «höheren Stufe der Emanzipation» münden würde. Diese Vorstellung war wohl in erster Linie von den Bedürfnissen und Ansprüchen einiger weniger Frauen abgeleitet. Realistischer ist es m. E., davon auszugehen, daß die spezifische Existenzform des Patriarchats im Staatssozialismus Handlungsstrukturen und Wertorientierungen bei der Mehrzahl der Frauen befördert und stabilisiert hat, die gegenwärtig einen günstigen Nährboden darstellen für den Übergang in eine moderne Gesellschaft anderen Typs, der durch «konservative» Vorzeichen geprägt ist: Für Frauen haben aus den angeführten Gründen traditionale Vorstellungen von «Weiblichkeit» und Frauenrolle Anziehungskraft, und für Männer ist ihre im Staatssozialismus niemals in Frage gestellte Dominanz eine gute Ausgangsbedingung dafür, in einer «Ellenbogengesellschaft» ihre Ellenbogen kräftig und unbekümmert gegenüber Frauen einzusetzen. Männer wie Frauen wollen in ihrer Mehrzahl so schnell als möglich auf dem Niveau der Bundesbürger leben und sind daher harthörig gegenüber Vorstellungen, die Einschränkungen und Verzögerungen auf diesem Weg zugunsten einer gesunden Umwelt oder der Menschen in der «Dritten Welt» bedeuten. Diese – unter dem Druck gegenwärtiger Erfahrungen vielleicht etwas zu negative – Einschätzung hat Konsequenzen auch für die Orientierung von Frauenforschung bzw. feministischer Wissenschaft. Dazu möchte ich in einem dritten Abschnitt einige Ausführungen machen.

Perspektiven von Frauenforschung heute

Zunächst einmal: Die Illusionen über einen «latenten Feminismus» der DDR-Frauen, der sich nach dem Aufbrechen der alten Strukturen schnell zu einer realen Kraft entwickeln würde, haben auch Wissenschaftlerinnen geteilt, die sich seit Jahren mit Frauenforschung befaßten. Auch sie waren davon ausgegangen, daß Frauenforschung nun einen raschen Aufschwung nehmen könnte und ihre Ergebnisse auf ein breites Interesse stoßen würden. Und eine kurze Zeit sah es ja auch so aus, als ob alles möglich wäre. Plötzlich standen die Medien offen, und Wissenschaftlerinnen konnten mit Fakten und Wertungen an eine Öffentlichkeit treten, die ihnen vorher weitgehend verwehrt war. Kurzzeitig entstand der Eindruck, als ob alle Frauen im Auf-

bruch und gierig auf Erkenntnisse wären, die hilfreich für die reflektierende «Verarbeitung» von Erfahrungen sind.

Die Berliner Wissenschaftlerinnen, die schon im Frühsommer 1989 beschlossen hatten, aus ihrem seit fast zehn Jahren existierenden Diskussionszirkel herauszutreten und an der Humboldt-Universität ein Zentrum für Frauenforschung aufzubauen, waren überrascht nicht nur von der schnellen Zustimmung des Prorektors für Gesellschaftswissenschaften, sondern auch davon, wie schnell sie über ein Büro und über drei feste wissenschaftlich-organisatorische und technische Stellen verfügten. Und sie waren begeistert, daß zur Gründungsveranstaltung des Zentrums Anfang Dezember 1989 über hundert Frauen kamen, davon ca. sechzig aus der Humboldt-Universität, die an dieser Einrichtung mitarbeiten wollten. Mittlerweile gibt es Arbeitskreise, und es finden zwei Ringvorlesungen statt, eine davon mit Kolleginnen von der TU in Westberlin.

Neben diesen erfreulichen Anfängen ist aber eine gewisse Ernüchterung nicht zu übersehen. Sie artikuliert sich in der Unsicherheit, welche Adressatinnen eine Frauenforschung im jetzigen Ostteil Deutschlands hat und wie die Verbindung zur Frauenbewegung tatsächlich realisiert werden soll. Die Illusion einer harmonischen Gemeinschaft und Interessenübereinstimmung bei Frauen, die «alle das gleiche wollen», hat sich verflüchtigt unter den schnell zutage tretenden Differenzen in den Vorstellungen, was Frauenforschung ist bzw. sein soll. Deutlich wird auch: Wir können nicht einfach an den entwickelten Stand feministischer Wissenschaft in den westlichen Ländern anknüpfen. Dazu fehlen bei vielen nicht nur die Kenntnisse, sondern wir müssen vor allem die reflektierte, kritische Aufarbeitung unserer eigenen Situation leisten, um die Inhalte unserer frauenforschenden Arbeit bestimmen zu können. Und schließlich wird neben der Einsicht, daß der Aufbau von etwas Neuem vor allem zähe, langfristig orientierte Arbeit der kleinen Schritte ist, die Gefährdung des gerade Begonnenen durch die anstehenden Umstrukturierungen und Streichungen auch an den wissenschaftlichen Einrichtungen immer deutlicher. Es ist offen, ob wir in den einsetzenden Konkurrenzkämpfen die begonnenen Institutionalisierungen von Frauenforschung sichern können. Der Wind weht uns ins Gesicht. Die Umbrüche tragen konservative, frauenfeindliche Züge, durch die das, was es in der DDR einst an *Voraussetzungen* für die Verwirklichung emanzipatorischer Ansprüche von Frauen gab, in starkem Maße gefährdet ist.

Zugleich sind es genau diese Ambivalenzen der unaufhaltsamen Veränderungen, die Frauenforschung «in der DDR» nicht nur notwendig machen, sondern ihr auch ein spezifisches Gepräge geben. Ich sehe vor allem folgende Schwerpunkte der künftigen Frauenforschung:

- Die Umwandlung der einstigen DDR in eine moderne Gesellschaft nicht-staatssozialistischen Typs (um es so allgemein wie vorsichtig zu formulieren) ist mit enormen Veränderungen des Alltags und der individuellen Handlungsstrukturen verbunden. Diese Veränderungen haben in jedem Falle eine geschlechterspezifische Dimension. Die sozio-kulturellen Veränderungen beim «Aufbruch in eine andere Moderne» (Ulrich Beck) werden sicher im Zentrum der wissenschaftlichen Arbeit verschiedener Disziplinen liegen: Frauenforschung hätte dabei unbedingt die Aufgabe, an die Analyse dieser Prozesse mit einem Konzept heranzugehen, das Geschlechterverhältnisse in ihren historischen Formen als Achse eines Koordinatensystems einschließt, das den «sozialen Raum» als Handlungsraum von männlichen bzw. weiblichen Individuen konstituiert.
- Die Menschen, die in der ehemaligen DDR ihre Sozialisation erfahren haben und in bestimmten Formen des Alltags mit seinen kulturellen Mustern und Normen aufgewachsen sind, werden noch über einen längeren Zeitraum eine spezifische kulturelle Identität – oder vorsichtiger: bestimmte habituelle kulturelle Gemeinsamkeiten – haben. Welche geschlechterspezifischen Differenzierungen diese kulturellen Gemeinsamkeiten aufweisen, wie Frauen und Männer neue Anforderungen an ihr Handeln erfahren und mit welchen Strategien, unter Rückgriff auf welche kulturellen Muster sie sich diesen Anforderungen stellen, welche Benachteiligungen Frauen dabei qua Geschlechtszugehörigkeit erfahren – all das muß in der Aufmerksamkeit von Frauenforschung liegen. Der Frage, wie die patriarchalischen Strukturen des Staatssozialismus für neue Zusammenhänge funktionalisiert werden, muß dabei ebenso nachgegangen werden wie der Frage, welche Widerstandspotentiale möglicherweise in den Erfahrungen von Frauen und Männern mit Bedingungen stecken, die – wenn auch «von oben» im «Interesse aller» verordnet – dennoch selbstverständlich waren. Es wird zu erforschen sein, ob z. B. die gegenwärtig eher konservativ wirkenden individuellen Erfahrungen und Handlungsstrukturen von Frauen nicht auch Elemente enthalten, die unter veränderten Bedingungen durchaus ein Potential für

frauenbewegte Diskurse, für die Ausbildung von Organisationsformen sein können, in denen Frauen in ihrem eigenen Interesse aktiv werden.

- Beim Übergang in einen anderen Typ von moderner Gesellschaft darf Frauenforschung ihren Blick nicht nur auf die damit verbundenen Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen richten. Genauso wichtig ist es, aufzuspüren, welche Rolle sexuelle und geschlechterbezogene Diskurse für die Befestigung und Reproduktion von ökonomischen, politischen, ideologischen Verhältnissen haben. Daß die Konstrukte von Weiblichkeit und Männlichkeit mehr an Bedeutungen transportieren (können) als geschlechterspezifische Zuschreibungen von Eigenschaften, Tätigkeiten, sozialen Räumen usw., ist bislang noch kein selbstverständlicher, in der Forschung angewandter Gedanke.
- Eine eigenständige Frauenforschung bedarf eines Aufarbeitens der Geschichte des Staatssozialismus mit dem Ziel, die historischen Formen der Geschlechterverhältnisse, die konkreten Ursachen und Erscheinungsformen der strukturellen Benachteiligung des weiblichen Geschlechts zu erforschen und damit auch ein herrschendes Geschichtsverständnis (in seiner Mischung von Ideologie und Androzentrismus) zu revidieren. Das betrifft die Geschichte der DDR ebenso wie die Aufarbeitung von Traditionen, die aus der Arbeiterbewegung und dem Faschismus kommen und im Patriarchat des Staatssozialismus in einer besonderen Weise fortgesetzt wurden. Ich denke, daß Frauenforschung sich in diesem Zusammenhang auch der Frage der «Mittäterschaft» von Frauen annehmen muß.
- Theoretische Aussagen zum Verhältnis von «Klasse» und «Geschlecht» sind bisher primär von feministischen Wissenschaftlerinnen in westlichen Ländern, mit ihren Erfahrungen in einer modernen Gesellschaft anderen Typs, entwickelt worden. Frauenforscherinnen aus der DDR können in der theoretischen Verarbeitung einer spezifischen Form von Patriarchat im Staatssozialismus im Zusammenhang mit solchen Merkmalen dieser Gesellschaftsform wie: fehlender Markt, Entwertung der Individualität, Gleichmacherei bei gleichzeitiger Verhinderung von Kreativität usw. möglicherweise zur Erweiterung und Differenzierung des feministischen Konzepts beitragen, das Geschlechterverhältnisse in einer Gesellschaftstheorie begrifflich entwickelt.

Ich denke also, daß es in einer bestimmten Bedeutung durchaus sinnvoll ist, zumindest für einen gewissen Zeitraum noch von «Frauenforschung in der DDR» zu sprechen. Frauenforschung, die sich auf die eben skizzierten Schwerpunkte orientiert, muß im übrigen nach meiner festen Überzeugung konzeptionsbildend und analytisch-auswertend vor allem von Wissenschaftlerinnen betrieben werden, die in der DDR gelebt haben, in ihrem Alltag und ihrer Kultur verwurzelt sind, die die Umbrüche in ihren geschlechterspezifischen Auswirkungen auch von «innen» erfahren und verstehen. Damit ist selbstverständlich nichts gegen eine Kooperation mit feministischen Wissenschaftlerinnen aus der BRD und anderen Ländern gesagt, im Gegenteil, wir brauchen sie dringend, um unsere Methoden und Konzepte zu qualifizieren und um die Forschungspotentiale mit ihren je besonderen Vermögen zusammenzuführen und zu stärken. Kooperation sollte aber nicht unterderhand in Vereinnahmung umschlagen.

Frauenforschung mit einem feministischen Anspruch steht auf dem ehemaligen Staatsgebiet der DDR noch am Beginn ihrer Entwicklung. Gleichzeitig befindet sie sich unter enormem Zeitdruck, wenn sie an der wissenschaftlichen Aufarbeitung der gegenwärtig sich vollziehenden Umbrüche teilhaben will. Um so notwendiger ist es daher m. E., daß sich alle Beteiligten explizit über grundlegende Prinzipien ihrer Arbeit verständigen. Einige solcher Prinzipien oder Leitlinien feministischer Wissenschaft, die u. a. die spezifischen Bedingungen und Voraussetzungen von Frauenforschung in der DDR berücksichtigen und über die aus meiner Sicht Verständigung dringend nottut, möchte ich abschließend benennen:

1. *Frauenforschung darf in keiner Weise Legitimationswissenschaft sein.* Die Aufarbeitung unserer bitteren Erfahrungen, wohin Wissenschaft und die sie Betreibenden geraten können, wenn die Suche nach Erkenntnis dem Diktat einer Ideologie untergeordnet wird, ist einzubringen in die Diskussion über das Verhältnis von Parteilichkeit und Objektivität in den feministischen Wissenschaften.[13] Gerade in einer Situation, wo Frauenbewegung und Frauenforschung Angelegenheiten einer sehr kleinen Minderheit sind, scheint es mir dringend notwendig, daß die subjektiven Intentionen für Frauenforschung und die unterschiedlichen Interessenlagen von Frauenforscherinnen im Verhältnis zur Frauenbewegung sehr deutlich benannt werden. Das heißt u. a.:

2. *Frauenforschung darf nicht aus falsch verstandener Parteilichkeit*

neue Mythen produzieren. Ihr Ziel muß sein, im wissenschaftlichen Erkenntnisprozeß so unvoreingenommen wie möglich den Strukturen, den inneren Zusammenhängen konkreter Vorgänge und Verläufe auf die Spur zu kommen und in der Interpretation der Fakten die erkenntnisleitenden Interessen klar zu benennen. Den alten Mythen von der Zweitrangigkeit der Frau dürfen nicht die neuen Mythen vom starken, eigentlich menschlichen weiblichen Geschlecht entgegengesetzt und damit der Vorgang der «Entwirklichung durch Abstraktion»[14], der für die männlichen Mythenbildungen charakteristisch ist, re-produziert werden.

3. *Frauenforschung darf nicht der «schlechten Wirklichkeit» ein abstraktes Ideal einer neuen Gesellschaft mit hierarchiefreien Geschlechterverhältnissen entgegensetzen.* Gerade in einer Situation, in der Frauen kaum für die «Frauenfrage» sensibilisiert sind und die Bedingungen zunehmend bzw. in einer neuen Weise «frauenfeindlich» sind oder werden, ist die sorgfältige Analyse der Realität, ist das genaue Hinschauen auf die Differenzen zwischen Frauen, auf die Ambivalenzen, Brüche in ihren Handlungsstrukturen und Wertorientierungen, ist das Aushalten von derzeit unauflösbaren Gegensätzen zwischen subjektiven Interessen und objektiven Bedingungen notwendig. Die Nüchternheit in der wissenschaftlichen Arbeit kann eine Voraussetzung dafür sein, daß die Politik der Frauenbewegung nicht über die Köpfe bzw. die Bedürfnisse von Frauen hinweggeht und Strategien zur Veränderung der gegebenen Verhältnisse aus dem Spannungsverhältnis zwischen objektiven Möglichkeiten und individueller Veränderungsbedürftigkeit entwickelt werden. In diesem Zusammenhang ist ganz sicher auch notwendig, daß feministische Wissenschaft ihr Verhältnis zur Frauenforschung eines mehr traditionellen Typs fortlaufend klärt.

4. *Frauenforschung muß ihre Stärke aus Interdisziplinarität gewinnen.* International zeigt sich, daß die Randständigkeit von Frauenforschung im etablierten Wissenschaftsbetrieb das interdisziplinäre Arbeiten fördert. Für Frauenforschung im «Osten» Deutschlands kommt hinzu, daß bestimmte Aspekte der Erforschung von Geschlechterverhältnissen konzeptionell «unterbelichtet» sind. Das betrifft z. B. die Rolle der Sexualität, der Körperlichkeit im weiblichen Sozialisationsprozeß, die sozialpsychologischen Dimensionen individueller «Verarbeitung» real erfahrener Benachteiligung und Diskriminierung oder die individueller Aneignung von kulturellen Stereo-

typen von Weiblichkeit u. a. Die Öffnung von Frauenforschung für Konzepte und Methoden, die über die traditionelle sozial-historische Herangehensweise hinausgehen, ist – neben der Qualifizierung auch dieses Verfahrens – eine unerläßliche Voraussetzung dafür, daß Frauenforschung «in der DDR» mit ihren spezifischen Aufgaben und Arbeitsfeldern möglichst schnell den derzeitigen internationalen Standard feministischer Wissenschaft erreicht.

Anmerkungen

1 Diese Bestandsaufnahme bezieht nur die etablierte Wissenschaft an Universitäten, Hochschulen, Akademien etc. ein, nicht die Projekte autonomer Frauenforschung, die es seit mindestens zehn Jahren z. B. im Schutze der Kirche gab und über die bisher noch keine Übersicht vorliegt.

2 Die meisten dieser Forschungen wurden vom wissenschaftlichen Rat «Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft» koordiniert und geleitet. Diesem Rat, 1981 gegründet, wie alle Wissenschaftlichen Räte der SED unterstellt und mittlerweile in dieser Form aufgelöst, ging ein interdisziplinärer Beirat an der Akademie der Wissenschaften voraus, der 1964 auf Anordnung des Ministerrates gegründet wurde. Dies weist darauf hin, daß – vor allem bedingt durch die volkswirtschaftliche Situation und ihren Bedarf an (qualifizierten) Arbeitskräften – Frauenpolitik ein wichtiger Bestandteil von Gesellschaftspolitik war und die Forschung zu bestimmten «Frauenfragen» durchaus gefördert wurde. Ihre Ergebnisse wurden vor allem in den Informationsheften dieses Rates, aber auch in einer Reihe von Büchern publiziert.

3 Noch im Dezember 1989 nannte *Herta Kuhrig* als eine Ursache für das Fehlen frauenspezifischer Forderungen in den Massenaktionen des Oktober/November, «daß wir (?) es in den 40jährigen Anstrengungen unserer politisch-ideologischen Arbeit zur Herausbildung sozialistischen Bewußtseins, veränderter Einstellungen und Verhaltensweisen versäumt haben, darauf Einfluß zu nehmen, daß sich ein *neues Frauenbewußtsein* herausbildet. Ich verstehe darunter ein Bewußtsein, das beim weiblichen Individuum die neue gesellschaftliche Stellung der Frau im Sozialismus widerspiegelt, ein neues Selbstwertgefühl als Frau.» (Herta Kuhrig, Brauchen wir ein neues Frauenbewußtsein?, in: Einheit 12/89, S. 1135.)

4 Der folgende Standpunkt ist dafür charakteristisch und keineswegs eine vereinzelte Auffassung: «Die Frauenforschung muß sich in der nächsten Zeit konzentrierter mit den Möglichkeiten und Wegen für die Durchsetzung neuen Rollenverhaltens befassen. In dieser Hinsicht besteht Einigkeit unter anderem darüber, daß die Arbeitsteilung die wesentliche Ursache für Geschlechterrollen und geschlechtstypische Verhaltensweisen war und ist.» (Barbara Bertram, Arbeitsteilung und künftige Entwicklung von Geschlechterrollen, in: Informationen des Wissenschaftlichen Rates «Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft», H. 3/1989, S. 17/18.)

5 Hildegard Maria Nickel, Geschlechtertrennung durch Arbeitsteilung oder: Von der Notwendigkeit eines Perspektivenwechsels in der soziologischen Frauenforschung. Referat auf dem 5. Soziologiekongreß der DDR, Februar 1990, Ms. S. 5.

6 Hans-Jürgen Arendt, Historische Frauenforschung in der DDR, in: Informationen des wissenschaftlichen Rates «Die Frau...», H. 3/1989, S. 53–69.

7 Ebenda, S. 56.

8 Ebenda, S. 65.

9 Für die folgenden Darlegungen bin ich *Kai Haucke* zu Dank verpflichtet, der mir in vielen Diskussionen Anregungen vermittelt und mir großzügig Manuskripte und Teilausarbeitungen zu seiner nun vorliegenden Diplomarbeit «Tradition und Moderne. Zur Soziologie moderner Gesellschaften» zur Einsicht und zur Verwendung für die eigene Arbeit überlassen hat.

10 Diese Feststellung einer Übereinstimmung kultureller Muster heißt nicht, daß analoge gesellschaftliche Strukturen vorliegen: während z. B. in traditionalen Gesellschaften ein Teil das Ganze repräsentiert, übernimmt in modernen Gesellschaften staatssozialistischen Typs ein Teil*system* Repräsentationsfunktionen.

11 *Gerd Meyer* spricht von Paternalismus, von paternalistischer Machtausübung und hebt damit die Vater-Kinder-Hierarchie des traditionalen kulturellen Musters hervor. Vgl. Gerd Meyer, Der versorgte Mensch. Sozialistischer Paternalismus: bürokratische Bevormundung und soziale Sicherheit, in: Der Bürger im Staat. Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, 39. Jg., H. 3/1989, S. 157–164.

12 Karin Hausen, Überlegungen zum geschlechtsspezifischen Strukturwandel der Öffentlichkeit, in: Ute Gerhard u. a. (Hg.), Differenz und Gleichheit. Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht, Frankfurt/Main 1990.

13 Vgl. zum Beispiel: Jörn Rüsen, Schöne Parteilichkeit. Feminismus und Objektivität in der Geschichtswissenschaft, in: Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung. Hg. von Ursula A. J. Becker und Jörn Rüsen, Frankfurt/Main 1988; Dorothy E. Smith, Eine Soziologie für Frauen, in: Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik. Hg. von Elisabeth List und Herlinde Studer, Frankfurt/Main 1989.

14 Gudrun-Axeli Knapp, Frauenforschung – Frauenpolitik, in: Papier des workshops «Frauenforschung – Frauenpolitik» der Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften, Hannover 1988, S. 26.